



## Ein bisschen Blues und Erinnerungen in Blau

Jesca Li Baumann

Auf der einen Seite die Klosteranlage von Bellelay: ein bewegter und bewegender Ort, ein Ort von Licht und Schatten. Eine Kirche, ein ehemaliges Kloster, eine ausgediente psychiatrische Klinik und jetzt ein Ort, an dem abgewiesene Flüchtlinge auf die weitere Entscheidung über ihr Schicksal warten.

Der Garten karg und wild. Verwelkte Kohlköpfe – manche ergeben am Boden liegend, andere aufrechtstehend, der Stil schwungvoll von den Blättern umschlungen, als würden sie sich in Ekstase tanzen. Die Erde von einer Plastikfolie überdeckt, daneben gedeihen fruchtbare Obstbäume.

Der rostige Dachkennel eines Holzverschlags endet knapp über dem Boden und spuckt ein feines Rinnsal des nächtlichen Regens aus.

Der Psychiatrietrakt, leere, hohle Räume, ein Duschkopf liegt achtlos am Boden. Die Toilettentüren in Reih und Glied, als würden sie auf die nächsten Besucher:innen des stillen Örtchens warten. Die Räume wohligh geheizt, als wären die unzähligen Zimmer bewohnt, als würden die endlosen Flure mit Menschen gefüllt sein, Menschen, die wir nicht sehen.

Die Klosterkirche, hell, luftig leer. Eine geschichtsträchtige Orgel wartet darauf, das Innere des Gotteshauses mit Klängen zu erhellen, die wunderbare Akustik des Raumes zur Geltung zu bringen. Fenster schiessen in die Höhe, gegliedert durch sechseckige Elemente, eingefasst in Eisen, gefüllt mit laschenbodenartigen Glasscheiben, durch die das Sonnenlicht verspielte Schatten wirft und welches das davorliegende Gitter keck überstrahlt. Darunter Berge von toten Insekten, umgarnt von Spinnweben.

101

Das ehemalige Haus der Pflegefachleute, heute die Unterkunft der Geflüchteten. Frisches Türkis strahlt von den Türen, goldene Beschläge weisen auf das hin, was man dahinter vermuten könnte: eine Telefonkabine, eine Sporthalle. Manche Türen sind verschlossen, andere erlauben den Blick auf den dahinterliegenden aufgetürmten Abfall. In den Wandschränken findet man abgenutzte Stiefel und noch mehr Abfall.

Der Ort steht im Spannungsfeld zwischen Hell und Dunkel, zwischen Licht und Schatten, das Wetter unterstreicht die Gegensätze gekonnt: Regen, Hagel, wilde Wolken, Sonne und Schnee – sie alle spielen ihre Rolle perfekt.

Auf der anderen Seite die Cyanotypie: eine Fototechnik, die dutzende Dekaden auf dem Buckel trägt und doch an ihrer Faszination nichts verloren hat. Eine Technik, die vom Kontrast lebt, Blau auf Weiss, Dunkel auf Hell. Farbbilder werden monochrom und in Negative umgewandelt. Was hell war, wird dunkel, und was dunkel war, hell, dazwischen unzählige Nuancen, die dem Bild Leben einhauchen.

Der Ort, die Technik, alles schreit nach Kontrast. Soll er plakativ dargestellt werden mit einem Hauch von Magritte? Eine blaue Orange, eine blaue Warnweste, eine blau-weisser Pylon? Oder «are we feeling blue» in Bellelay? Nein! Zu offensichtlich, und es ist ja nicht nur der Blues, der diesen Ort beherrscht. Es ist das

ganze Spektrum an Emotionen, alle Nuancen sollen vertreten sein, haben ihre Daseinsberechtigung.

Und so mache ich mich auf die Suche. Ich wandere durch den Ort, öffne Türen, schaue hinter Ecken, wechsele Perspektiven, visuell und mental: Ich versuche den Ort zu erfahren, mit offenen Augen und offenem Herzen und der Kamera fest in meiner Hand. Ich versuche, den Ort ohne Vorurteile auf mich wirken zu lassen. Was will er mir sagen, was will in den Fokus gerückt werden? Was ist das Nicht-offensichtliche und was schreit mir lautstark entgegen? Manchmal fühle ich mich schwer und manchmal leicht wie eine Feder. Manches, das auf den ersten Blick trostlos erscheint, lüftet plötzlich den Schleier und entfaltet seine wahre Schönheit. Und Manches, das mir auf den ersten Blick hell und leicht entgegenstrahlt, hüllt sich unerwartet in ein Gewand der Schwere, des Leidens, der Angst. Ich wandere umher, setze einen Fuss vor den anderen und lasse es auf mich wirken. Noch bleibt meine Kamera meine passive Begleiterin. Ich möchte die Magie des Augenblicks, der puren Wirkung nicht zerstören. Ich möchte der Umgebung Zeit geben, sich zu offenbaren. Ich möchte alles wirken lassen. Erst dann, nachdem sich alles gesetzt hat, kommt meine Begleiterin zum Einsatz. Sie fokussiert und lässt Dinge in der Unschärfe. Manchmal warte ich eine gefühlte Ewigkeit, bis das Tageslicht mitspielt, hantiere mit Winkeln, mit Fokussen, mit Schärfe und Unschärfe, so lange, bis ich die Essenz extrahieren kann. Und manchmal erscheint das Bild binnen wenigen Sekunden und wird mit einem leisen Klicken verewigt.

Und dann ist es an der Zeit, das Bild so aufzubereiten, dass die verschiedenen Nuancen zum Tragen kommen, das Positive ins Negative umzuwandeln und alles zu spiegeln. Noch weiss ich nicht, wie es in Blau wirken wird, wie lange das Negativ dem Licht ausgesetzt werden darf, damit das finale Positiv der Wahrheit gerecht werden kann. Aber gibt es überhaupt eine Wahrheit? Wie schaut meine Wahrheit aus? Und schaffe ich es, diese auf dem Papier in verschiedensten Blaunuancen zu verewigen? Eine Herkulesaufgabe – und ein spannender, aufregender Prozess. Denn erst wenn ich das Bild nach dem Trocknen in meinen Händen halte, habe ich Gewissheit. Das Bild ist das Resultat. Das Spannende ist der Prozess als Handwerk, aber auch der innere Prozess. Das alles wird durch das endgültige Bild auf Papier gebannt und immer im Gedächtnis haften. Ein bisschen «Blues» schwebt dabei mit. In erster Linie sind es jedoch schöne Erinnerungen in Blau.

102

1 René Magritte [1898-1967], belgischer Maler des Surrealismus.

Ein bisschen Blues und Erinnerungen in Blau,  
Jesca Li Baumann  
S.100, 39 × 26,3 cm  
S.103, 39 × 25,8 cm

